

leykam: *seit 1585*

Salih Jamal

VOR DER NACHT

ROMAN

leykam: *Belletristik*

Da, wo ich bin, kann ich nicht ankommen,
und da, wo ich ankomm, kann ich nicht hin.

Viele Geschichten beginnen am Meer oder sie enden dort. Wir passen gut zueinander, dieser Ort in der Bretagne und ich. Hier scheint die Zeit langsamer zu gleiten. Diese fehlenden Sekunden inmitten von Hektik und Hatz sind mir ein wertvoller Besitz. Zum Meer sind es nur wenige Schritte hinter dem Abgrund bei den weißen, hohen Klippen. Es erzählt mir alles, was ich wissen muss. Hier, nicht sehr weit von der kleinen Stadt, die mit ihren alten Häusern aus groben Steinen so aussieht, als wäre sie einer alten Sage entflohen und hätte sich trutzend vor der Welt in einer eigenen versteckt.

Vieles auf den folgenden Seiten hat sich tatsächlich so ereignet. Einiges ist mir von anderen berichtet worden oder ich habe recherchiert, und das, was ich nicht wissen konnte, ist so aufgeschrieben, wie ich es mir vorgestellt habe.

Das ist die Geschichte von Lilly, Beria, Sinan, Frei und mir. Und natürlich auch die von Ilan Nussbaum, meinem Freund. Ich berichte von Leben, die auf Seelen gelegt worden sind, die dem Leben nicht gewachsen waren.

1

Äpfel und Paradiese

08 Schon bei der ersten Begegnung wusste mein Vater, dass hier jener Mensch vor seinen Obstkisten stand, der ihn erkannte. Sie lächelte und er sah ihr in die Augen und ihre Gesichter leuchteten, bis sie durchsichtig waren. Genau genommen kniete er vor ihr und las die Äpfel auf, die aus einer der Steigen herausgerollt waren, gerade als sie sich den besten hatte nehmen wollen. Er kniete vor ihr und es war ihm, als wollte er im ganzen Leben nichts anderes mehr machen, als vor dieser Frau niederzuknien. So wurde aus den Äpfeln das Paradies. Oft hat er es mir erzählt.

Ich wurde am 14. Dezember 1972 geboren. An dem Tag, als Eugene Cernan als letzter Mensch den Mond verlassen hatte. Er schrieb die Initialen seiner Tochter in den Staub und sagte, bevor er wieder in die Landefähre stieg: „Wir gehen, wie wir gekommen sind, und so Gott will, werden wir zurückkehren.“ Apollo 17 war der letzte bemannte Mondflug, und während es dort friedlich blieb, ging die Welt bereits den Bach runter. In Irland erschossen britische Soldaten an einem blutigen Sonntag Demonstranten. In Bangladesch wurden, nachdem man alle ausländischen

Journalisten aus dem Land rausgeworfen hatte, fast un-
bemerkt von der Weltöffentlichkeit nahezu drei Millionen
Menschen ermordet und systematisch Hunderttausende
Bengalinnen vergewaltigt. Auf Vietnam regneten Millionen
Liter Dioxin und im Watergate-Gebäudekomplex verhaftete
man Einbrecher, die Dokumente fotografieren und Abhör-
wanzen installieren wollten. Die Spiele müssten weitergehen,
sagte man in München. Heinrich Böll gewann den Nobel-
preis für Literatur. Der für Frieden wurde nicht vergeben.

Als ich vierzehn Jahre später, im Sommer 1986, in diesem
Kleinbus saß, spielten sie im Radio „Manic Monday“, die
Welt war immer noch am Arsch und ich mit ihr mit. In
Afrika verhungerten die Leute und in der Ukraine flog ein
Kernkraftwerk in die Luft.

09

Hinten im Fahrzeug, aus dem Fenster blickend, fühlte
ich mich von einer eigenartigen Stille umschlossen. Nur
das sonore Rollen der Reifen drang in mein Bewusstsein,
als wäre das Auto ein großer wattierter Umschlag, in dem
man mich fortgeschickt hatte. Ich dachte an früher, als zu-
mindest mein kleines Leben noch in Ordnung war. Ich er-
innerte mich, wie meine Eltern immer vor unserem Haus
auf der Bank saßen. Blumentöpfe standen daneben, und sie
tranken roten Wein. Wie sie sich ansahen, als sie im schwin-
denden Licht des Abends miteinander tanzten. Ich erin-
nerte mich an das Lächeln meiner Mutter, das alles öffnen
konnte. Obwohl ich sie kaum gekannt hatte. Sie fehlte mir.

Nach einer langen Regenphase war der Himmel hellblau und weit und die Luft so klar wie die Wahrheit an einem anbrechenden Morgen. Es war ein schöner Tag. Doch nichts ist so rein, dass es sich nicht vergiften ließe. Wie lange wir gefahren waren, wusste ich nicht. Auch nicht, ob ich zwischendurch eingeschlafen war. Als es losging, war es noch dunkel gewesen. Jetzt stand die Sonne tief und ich kniff die Augen zusammen. Mit der Kuppe meines Fingers strich ich an der Fensterscheibe über das Auf und Ab der sanften, vorüberziehenden grünen Hügel. Die Gegend und die Straßen waren mir fremd.

10 Hinter der Autobahnauffahrt bogen wir, nachdem der Kleinbus ein Stück Wald passiert hatte, in einen Weg ein. An der Zufahrt stand ein weißes Hinweisschild mit einem Marienkäfer darauf und der Aufschrift *Kindertagesstätte*. Doch dort waren keine Jungen und Mädchen untergebracht, die wieder nach Hause durften, wenn die Tage zu Ende gingen und die Nächte begannen. Alle, die dort lebten, mussten bleiben.

Nach ungefähr einhundert Metern Weg, an dem hohe Kiefern Wache standen, stoppte der Wagen vor einem großen, grünen, eisernen Rolltor. Daneben war eine kleinere Tür, an der die Kinder nach der Schule klingeln mussten. Wir hatten keinen Schlüssel, weil wir ihn angeblich sowieso nur verlieren würden.

Die Frau vom Jugendamt, die sich um mich kümmerte, stieg aus und läutete an der Gegensprechanlage. Kurz da-

nach schob sich das Tor auf die Seite und der Wagen fuhr im Schritttempo auf das Gelände – ein kleiner, mit Pflastersteinen ausgelegter Hof um einen eingefriedeten Kastanienbaum, der in der Mitte eines Rondells stand, sodass man wie vor einem teuren Hotel einen Kreis fahren konnte. In den Fahrrinnen lagen noch Pfützen. Dahinter erhob sich das alte, dreistöckige Haus mit dem Mansardenwalmdach und einem Anbau an der Seite. Schwarze schmiedeeiserne Gitter vor den einfach verglasten Fenstern boten Schutz gegen das, was reinwollte, weil das Gebäude etwas abgelegen am Rande des Autobahnwaldes lag. Vielleicht brauchte man Gatter und Gitter aber auch gegen das, was von dort hinausdrängte.

Der Fahrer, ein korpulenter älterer Herr, der mit seiner rötlichen Glatze und dem grauen, bis über die Mundwinkel hängenden Oberlippenbart aussah wie ein Walross, hievte sich mühsam aus dem Kleinbus, und ich spürte, wie dieser erleichtert aus seinen Federn hochkam. Er holte mein Gepäck aus dem Kofferraum. Zwei Reisetaschen, in denen überwiegend Anzihsachen sowie einige wenige persönliche Dinge verstaut waren. Vieles hatte ich zurücklassen müssen. Das Haus, in dem mein Vater und ich einmal wohnten, würde verkauft werden. Jetzt war ich hier im Wald an einer Autobahn. Ein Schiffbrüchiger, gestrandet auf einer Insel, mit fast nichts am Leib, nur dem Stein meines Großvaters in der Tasche, von dem ich mich niemals trennen würde. Als sie meinen Vater abgeführt hatten, fiel er aus seiner

Hose, und lange dachte ich darüber nach, ob er ihn im Gefängnis nicht dringender hätte gebrauchen können. Irgendwann redete ich mir aber ein, dass der Stein zu mir gekommen war, weil ich ihn jetzt noch viel mehr nötig hatte.

Ich bemerkte gar nicht, dass der Mann die Tür des Wagens öffnete. Verloren, in fernen Gedanken und allein mit meiner roten Wollmütze auf der Rückbank war ich einfach nicht dazu in der Lage gewesen, die Ereignisse und vor allem die Gefühle, die an den Tagen zuvor in erbarmungsloser Entsetzlichkeit hereingebrochen waren, zu ordnen und zu fassen. Es waren zu viele auf einmal und alle waren gleichzeitig da. Ich erinnere mich auch heute nicht mehr an die Details, wie das oft bei Unfallopfern der Fall ist. Das Schreckliche ist nicht mehr im Gedächtnis. Nur das, was vorher war, bleibt meist klar erhalten und abgespeichert. Es ist das Unwesentliche und Unwichtige, das unsere traumatischen Erinnerungen überdeckt, damit wir nicht zu schnell am Leben danach zerbrechen. Das Mädchen gegenüber an der Ampel lächelte, bevor es in das Auto lief. Das Licht strahlte durch die Baumkronen, als der Jagdunfall passierte. Der Himmel war so blau, als das Flugzeug abstürzte. Das Lied im Radio verstummte nicht, als der Kopf die Windschutzscheibe durchbrach. Der Duft der Tomatensoße machte mir Hunger, als die Tür splitterte und sie meinen Vater holten. So werden Nebensächlichkeiten zu Tatsächlichkeiten. Das Schöne ist wie ein Film aus Öl, der oben

schwimmt und schillert und uns glänzend macht. Das Schlimme sinkt wie schwere und giftige Schlacke in unsere Tiefe.

In meiner Erinnerung blieben nur die Autofahrt, die hügelige Landschaft, der Kastanienbaum und die Pfützen. Über die Einzelheiten, bevor oder nachdem sich das grüne Rolltor geöffnet hatte, wusste ich später kaum etwas zu sagen. Ich bekam gar nicht mit, wie die Leute vor dem Wagen auf mich warteten. Mit weit entferntem Blick schaute ich immer noch aus dem Fenster und hielt meine Tränen zurück, während ich tiefer und tiefer sank und das Wasser um mich stieg.

Ich war orientierungslos, seit sie mich von zu Hause mitgenommen und durch Büros, Fahrzeuge, Zimmer des Jugendnotdienstes und wieder andere Büros gereicht hatten. Ich war der Gegenwart beraubt worden. Jegliches Gefühl von Zeit war mir abhandengekommen, als lebte ich in einer Zwischenwelt. Stunden oder Tage, die rasend an mir vorbeizogen und sich gleichzeitig bis zum Stillstand dehnten. Seitdem sollte ich mein ganzes Dasein in ein Davor und Danach einteilen. In ein vor der Verhaftung meines Vaters und ein Danach. In ein vor und hinter dem großen, grünen, eisernen Rolltor.

Nichts war mehr an seinem Ort. Noch nicht mal ich selbst, als wäre ich aus einer Landkarte gefallen. Damals

stand ich entfremdet da vor diesem Haus, in das ich gebracht worden war. Die Frau vom Jugendamt hatte mir zwar erklärt, dass mein Vater eine Dummheit begangen hatte und dass ich mich für die nächsten Jahre auf ein neues Leben einstellen musste. Sie hatte aber nicht gesagt, wie das gehen sollte. Ich war mir im Klaren darüber, dass er in ein paar Jahren wieder freikommen würde, doch dann wäre ich schon längst selbst frei und würde ein anderes, erwachsenes Leben führen.

14 Alles hatte ich verloren und jetzt war ich allein. Schleichende Angst wollte mich aufsaugen. Innerlich zerzaust erinnerte ich mich an das unheimliche Gefühl, das mich auf der Beerdigung meiner Mutter mit seiner heftigen Unmittelbarkeit zum ersten Mal überfallen und auf mich eingepugelt hatte. Verlust zu ertragen kann man nicht üben. Verlust entwurzelt. Verlust ist ohne Boden. Man verliert in der Erinnerung zuerst die Ränder des Verlorengegangenen und dann ganz langsam die eigene Mitte, bis man selbst verschwunden bist. Ein verzweifelter Kampf mit der Not.

Es gibt nichts, was man stärker fühlt als Liebe und Verlust. Vielleicht ist nur der physische Schmerz noch stärker, und verletzen sich die Menschen genau deshalb immer wieder selbst, damit die Angst hinaus und Linderung hineindringen kann.

Ich betrachtete die Fenster des Hauses in diesem Autobahnwald und atmete schwer und erschrak über den Pfropfen, der in meinem Hals mit rasender Geschwindigkeit anschwell, um mich zu ersticken.

2

Das Haus der Wölfin

Als mich der Walrossfahrer endlich aus den Gedanken gerissen hatte und ich neben meinen Taschen leicht schief im Hof stand und meine rote Wollmütze mit den Händen zusammendrückte, glaubte ich aus dem Inneren des Hauses ein Kichern zu hören. Da öffnete sich die schwere, hölzerne Tür und ich sah sie. Die Wölfin.

16 Die Frau, die meine neue Mutter werden sollte, war wie alle wirklichen Wölfinnen schlank. Sie hatte lange Beine und leicht mandelförmige, fast schwarze Augen. Dunkles langes Haar mit ersten krähengleichen blaugrauen Strähnen umrahmte ihr Gesicht. Sie sah aus wie die Madonna von Munch – herablassend, von oben nach unten blickend, wissend, mit einer bedrohlichen Nacktheit. Sie trug beige Reiterhosen mit schwarzen Stiefeln und eine spinnwebenfarbene Strickjacke. Mit einem sibyllinischen Lächeln kam sie auf mich zu. Sie begrüßte den Fahrer und die Jugendamtfrau mit einem Nicken. Man kannte sich.

Die Wölfin stellte sich als Carin Vora vor und reichte mir die Hand.

„Du bist also Jonas“, sagte sie, ohne dass sich ihr Lächeln veränderte. Ich hatte den Eindruck, dass sich ihr

Mund gar nicht bewegte, als sie sprach. Etwas Raubtierhaftes war in ihrem Antlitz. „Komm, nimm deine Sachen.“

Ich schlurfte mit meinem Gepäck über der Schulter bereitwillig hinter ihr her. Die Faust in meiner Hosentasche umklammerte den Stein, der über die Jahre glatt geworden und ohne Kanten war. Das Runde schmeichelte meiner Hand und gab mir Trost.

Eine gewundene Steintreppe mit acht Stufen führte ins Haus, in dem es zwar bunt, aber meist still war. Im Erdgeschoss befanden sich die Küche und der Gemeinschaftssaal, in dem die Kinder aßen und Hausaufgaben machten, wenn sie es nicht auf ihren Zimmern taten. Es gab keinen besonderen Luxus. Alles war zweckmäßig eingerichtet. Die Möbel aus irgendeiner zweiten oder dritten Hand. So wie es auch die Sachen von allen waren, die dort wohnten. In der Schule, in die ich kam, konnte man sehen, wer ein Heimkind und wer keines war.

17

Ich wohnte, wie alle anderen auch, im Haupthaus in einem der Zweibettzimmer, die sich auf den beiden Etagen und unter dem Dach verteilten. Alle hätten ein eigenes Zimmer haben können, doch die Vora bestand darauf, dass jeder einen Wohnpartner hatte.

An das Haus angebaut war ein modernes Flachdachgebäude mit hohen, bodentiefen Fenstern. Vom Flur aus, vorbei an der Küche und dem Gemeinschaftsraum, konnte man es durch einen dunklen Gang erreichen, an dessen Decke eine Neonröhre flackerte. Alle Kinder nannten es

„Tor zur Hölle“. Dort lag im Parterre das Büro mit einem Vorzimmer, das natürlich „Vorhölle“ hieß. Eine Treppe führte zu zwei weiteren Etagen. Oben waren die Privaträume der Vora, und im Souterrain, mit einem eigenen Eingang von außen, wohnte ihre Tochter, Jessica. Sie war ungefähr in meinem Alter. Hier, in ihrer Mädchenwohnung, traf sie sich mit Freundinnen aus der Schule oder vom Pferdehof.

Als ich ihr das erste Mal begegnete, musterte sie mich lange und dann nickte sie wie ihre Mutter, viel- und gleichzeitig nichtssagend.

18 „Du bist der Neue. Jonas? Richtig?“, sagte sie zu meiner Überraschung in einem sehr freundlichen, fast schon süßlichen Ton, und vielleicht streckte ich ihr deshalb unbeholfen die Hand entgegen. Doch sie ließ mich stehen und ging, um sich doch noch mal nach mir umzudrehen. Dabei lächelte sie mich wieder an. Sie sah mit ihren langen blonden Haaren einfach umwerfend aus.

Gleich rechts im Hof stand eine umgebaute Garage, die mit dem schiefergedeckten Walmdach und den vergitterten Fenstern genauso wie das Haus aussah. Nur in klein. Hier lebten in zwei getrennten Wohnungen die ständig wechselnden Köchinnen und ein sonderbarer, schweigsamer Mann. Sein Name war Esteban. Er war Hausmeister, Chauffeur, Gärtner, Dachdecker, Klempner, Fensterputzer und vielleicht auch der Geliebte der Heimleiterin. Einen Herrn Vora gab es nicht. Wenn uns Kindern die Fantasie durch-

ging, munkelten wir, dass die Vora ihn vor langer Zeit erschossen und irgendwo im Wald am Rande der Autobahn von Esteban hatte vergraben lassen. Oder Esteban hatte ihn mit dem Messer, das er immer bei sich trug, getötet, um an ihren Besitz zu kommen. Oder sie hatten es zusammen geplant und nun hatten sie sich gegenseitig in der Hand.

Damals dachten wir, dass Esteban vermutlich aus Südamerika kam. Brasilien, Argentinien oder Chile vielleicht. Er war schmal und von sehniger Statur. Seine Haut war braun gebrannt und faltig. Er redete nicht viel und wenn er etwas sagte, klang es immer bedacht. Seine Worte benötigten zwei zusätzliche Sekunden, bis sie von Gedanken zu Lauten auf seinen Lippen wurden. Dabei sprach er dieses gelispelte spanische S mit der für uns falschen Betonung der Silben. Etwas Geheimnisvolles umgab ihn. Vielleicht war er auf der Flucht und hatte sich auf seinem Weg durch die Anden von Gürteltieren ernährt. Esteban bot schon durch sein Äußeres und sein Auftreten Raum für Spekulationen von uns Kindern, die ins Uferlose gingen. Er war sicherlich um die sechzig. Seine angegrauten Haare lagen immer pomadig nass nach hinten gekämmt an seinem Kopf, und er hatte einen fein rasierten, schmalen Oberlippenbart, genau wie die Männer aus den alten amerikanischen Schwarz-Weiß-Filmen. Dazu zeigte er seinen Goldschmuck, an den Fingern, am Handgelenk, auf der Brust und ich glaube sogar im Mund. Seine Arme waren

tätowiert. Bei der Arbeit sah man Esteban so gut wie nie. Wenn wir von der Schule kamen, saß er vor dem Garagenhaus und kratzte mit dem Messer unter seinen Fingernägeln, rauchte lange Zigarillos mit einer gelben Spitze aus Plastik, trank kalten Kaffee und las Zeitung. Er nickte uns wohlwollend, freundlich und immer auf seine langsame Art zu. Dennoch ging etwas Bedrohliches von ihm aus. Auf eine andere Art als von der Wölfin. Beiden war gemein, dass man nie ganz sicher sein konnte, ob sie einen nicht von jetzt auf gleich anspringen und einem das Gesicht zerreißen würden.

20 Hinter dem Haus erstreckte sich ein verwilderter Garten mit altem Gerät. Ein Sandkasten für die Kleinen, eine Rutsche aus verwittertem roten und blauen Kunststoff, deren Kanten an vielen Stellen schon gebrochen waren. An einem Gestell aus rostigen Rohren hingen zwei Schaukeln nebeneinander. Niemand hielt sich dort auf oder spielte an diesem Ort. Die Kinder verließen das Grundstück meist am Ende des Gartens. Sie schlüpfen durch den Zaun, hinter dem als Grenze ein Bach floss. Danach fing der Autobahnwald mit seinen Feldern aus Farn und verstreutem Gehölz an. Nach wenigen Metern kam eine Ansammlung von Birken, die mit ihren herabhängenden Ästen bei Nebel aussahen wie Gespenster. Wenn man die sumpfige Lichtung durchquert hatte, gelangte man zwischen die Stämme von himmelverdunkelnden, eng stehenden Kiefern, bis sich endlich ein erhabener Mischwald auftat, in dem die Sonne ihre Lichtflecken verstreute.

Dort trafen sich die Kinder, heimlich und frei, und sie erzählten sich ihre traurigen Geschichten, die alle in Aufbruch und Hoffnung endeten. Manche träumten davon, dass ihre Eltern zurückkommen würden. Andere malten sich ein Leben in einer neuen Familie aus, und die Größeren ersannen sich eine Zukunft jenseits des grünen Rolltors, in der es keine Regeln und Grenzen gab. Dabei saßen sie auf Ästen oder stauten den Bach mit Steinen. Abends aber, wenn alle zum Essen wieder rechtzeitig zurück sein mussten, wurden sie still und die inneren Tränen strömten durch den Zucker ihrer Illusionen, bis sie sich nachts in den Betten völlig auflösten.

3

Frei

Mein Zimmernachbar hieß Frei. Nicht Freimuth oder Freimund. „Ein Name wie ein Käfig.“ Das sagte er einmal. Frei war wie ich Halbweise. Auch sein Vater saß im Gefängnis. Er sprach nicht über sich und schon gar nicht über seine Vergangenheit.

22 Er war ein Jahr älter und überhaupt war er der Größte und Stärkste im Heim und auch in der Schule. Wie Esteban hatte er ein Messer, mit dem er sich den Dreck unter den Nägeln wegkratzte und wenn kein Erwachsener dabei war, unentwegt Holz schnitzte oder heimlich Zeichen an versteckten Stellen in die Möbel ritzte. Die anderen Kinder schauten zu ihm auf. Sie nannten ihn „Freibeuter“. Er war neben Esteban und Jessica die graue Eminenz im Reich der Vora.

Damals, als sie mich in mein Zimmer führte, lag Frei auf seinem Bett und las in einem Comic. Als er kurz aufblickte, fielen mir seine Augen auf, die ein Ungleichgewicht ausstrahlten, da eines blaugrün und kalt und das andere hellbraun und warm schaute. Die Vora stellte uns vor und befahl Frei, mich in die wesentlichen Gepflogenheiten einzuweisen, woraufhin er sie geringschätzig über den Rand seines Heftes musterte.

„Möchtest du bitte unseren Neuen gleich durch das Haus führen und ihm alles zeigen?“

Ein Schatten zog über sein Gesicht. Kaum bemerkbar. Dabei kniff er die Augen zu kleinen Schießscharten zusammen. Er hasste den in Freundlichkeit verpackten Befehl „Möchtest du“, der als getarnte Frage daherkam. Er nahm sich einige Sekunden. Zeit, die einzige Aufmüpfigkeit, die er entgegensetzen konnte. Schließlich nickte er ein Ja und murmelte hinterher: „Der Tag könnte Spuren von Müssen enthalten.“ Dann tat er wieder so, als würde er lesen.

Die Vora hielt einen Moment inne. Zwei rote Funken leuchteten in ihren Augen, aber sie verstand. Doch genau wie Frei wehrlos war, konnte auch sie ihm nichts entgegensetzen.

„Wir sehen uns unten, um sechs zum Essen“, sagte sie noch. Bevor sie ging, fuhr sie mir mit der Hand über den Kopf.

Natürlich fragte ich mich, weshalb Frei an dem Tag nicht in der Schule war, doch ich hielt es für besser, ihn nicht anzusprechen oder überhaupt anzusehen. Später erfuhr ich, dass seine Schulklasse auf einem Ausflug war und dass es die Vora vermied, dafür Geld auszugeben, und die Kinder krank entschuldigte. Also hievte ich meine Habseligkeiten auf das Bett gegenüber und räumte die ersten Sachen aus. Ich spürte, wie mich seine Blicke hinter dem Comic verfolgt, und auch ich beobachtete ihn aus den Augenwinkeln. Wir belauerten uns wie zwei umeinanderkreisende Katzen.



1. Auflage 2024

Copyright © Leykam Buchverlagsgesellschaft m.b.H. & Co. KG,
Graz – Wien – Berlin 2024

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Zitat auf S. 71 aus Michael Ende: *Momo*, Thienemann 2010.

Lektorat: Senta Wagner
Umschlaggestaltung: Teelke Limbeck
Layout: Michèle Ganser
Gesamtherstellung: Leykam Buchverlag
Druck: Finidr, s.r.o.

www.leykamverlag.at
ISBN 978-3-7011-8352-4

Klimaneutral gedruckt.